

Oskar Weggel

Außenpolitik im Labyrinth

– Rückblick auf 50 Jahre und
kurzer Blick voraus –

Gliederung

- | | |
|-----|--|
| 1 | Außenpolitik im Zickzack |
| 2 | Und die Zukunft? |
| 2.1 | Geradewegs zur neuen Großmacht? Das Zwar und das
Aber |
| 2.2 | Der Westen hat Mitgestaltungschancen |
| 2.3 | China – eine Gefahr? |

1 Außenpolitik im Zickzack

Als Mao Zedong am 1. Oktober 1949 die Volksrepublik ausrief, mochten sich die KPCh-Führer, allem Siegestaumel zum Trotz, wie in einem Labyrinth gefühlt haben: 21 Jahre lang hatten sie im bäuerlichen Hinterland gekämpft und sollten nun auf einen Schlag ein neu entstandenes Gesamtreich von damals immerhin rund 500 Millionen Menschen lenken. Kein Wunder, daß die Politik, vor allem aber die Außenpolitik, einen Verlauf nahm, der sich eher am Mäander als an einem Lineal zu orientieren schien, und daß es fast drei Jahrzehnte dauerte, ehe mit den Reformbeschlüssen vom 1978 Berechenbarkeit und Ordnung einkehrten.

Rückblickend lassen sich die fünf Jahrzehnte außenpolitische Praxis zwischen 1949 und 1998 in fünf Phasen gliedern, in deren Verlauf die Volksrepublik fünf verschiedene Rollen übernommen und fünf damit korrespondierende Zielsetzungen entfaltet hat, wobei die zufällige „Fünzfahl“ dieser Rollen und Ziele mit den fünf Phasen unmittelbar keineswegs zusammenhing.

Phase I begann im Gefolge der „Befreiung“ von 1949. Damals schien für die noch ganz im Siegestaumel stehende und von Umbruchvorstellungen beschwingte neue Elite nichts wichtiger zu sein als der selbstgesetzte, historische Auftrag, das heißt, die Eisen der Revolution ohne Pause weiterzuschmieden – und zwar nicht nur in China selbst, sondern, wenn möglich, auch weit außerhalb der eigenen Grenzen.

Ganz im Gegensatz zur schönen Theorie – und zum offiziellen Erklärungsverhalten – waren die ersten *praktischen* Aktionen außenpolitischer Art allerdings schon 1950 eher realpolitischen Zuschnitts – man denke an die

Wiederbesetzung des seit 1911 selbständig gewordenen Tibet und an die Vorwärtsverteidigung im Koreakrieg. Hier handelte die Führung nicht als Bannerträgerin der Revolution, sondern als Vertreterin einer *Nation* mit spezifischen Territorial- und Verteidigungsinteressen.

Schon damals, in den allerersten Anfängen, sollte sich also zeigen, daß die plakativ so groß herausgestellten *sozialistischen* Zielsetzungen (Z.1) gegenüber den *nationalen* Zielen (Z.2) von durchaus zweitrangiger Bedeutung waren.

In Phase II (1950-1958) begann sich die Volksrepublik dann, „nach einer Seite hin zu lehnen“ und sich – zumindest vorübergehend – auf Gedeih und Verderb mit der Sowjetunion zu verbünden, wobei in erster Linie ebenfalls nicht revolutionäre, sondern höchst pragmatische, doch vor allem wirtschaftliche und militärische Kalküle ausschlaggebend waren.

Bereits nach Ablauf des Ersten Fünfjahresplanes, der noch ganz im Zeichen des stalinistischen Modells gestanden hatte, schlug das Pendel freilich mit aller Wucht zum Ausgangspunkt zurück: Wieder einmal, wie schon 1934, wandte sich die Mao-Führung von der UdSSR ab und versuchte auch diesmal auf autochthone Elemente, nämlich die Erfahrungen von Yan'an, zurückzugreifen. Die Abnabelung begann 1958 mit dem Kurs der sogenannten „Drei Roten Banner“ und führte in den Jahren 1960ff. zum offenen Bruch mit Moskau – einem Eklat, der durch die „drei großen Ereignisse“ von 1968/69 (Prag, Ussuri-Gefechte und Breschnew-Doktrin) zusätzlich verschärft wurde und in offene Feindschaft umschlug.

In Phase III (1958-1966), die nun einsetzte, begann das Neue China vor allem als „verspätete Nation“, als „geborene Anti-Status-quo-Macht“ und als „Land der Dritten Welt“ aufzutreten – und sich in dieser dreifachen Eigenschaft als Opfer „hegemonistischer“ Machenschaften darzustellen. Hauptfeind war jetzt – neben den USA – die „sozialimperialistische“ Sowjetunion: zwei Gegner also, auf die der damals neu geprägte Begriff „Hegemonismus“ (*baquanzhuyi*) gleichermaßen angewendet wurde.

In der Praxis freilich sollte unter dem Siegel des *Antihegemonismus* (*fanbaquanzhuyi*) (Z.3) vor allem die UdSSR bekämpft werden. So tief saß die Erbitterung gegen Moskau, daß „antihegemonistische“ Zielsetzungen sogar zwischen den ansonsten aufs äußerste zerstrittenen KPCh-Fraktionen konsensfähig werden und bis in die achtziger Jahre hinein vorhalten konnten.

Ganz auf dieser Linie kam eine neue Strategie ins Spiel, durch die der Beijinger Außenkurs zwischen 1958 und 1966 eine neue Richtung erhielt, nämlich die Hinwendung zu den „Weltdörfern“, das heißt zu den Ländern der Dritten Welt, mit denen sich, wie vor allem die damals so mächtige Lin Biao-Fraktion zu wissen glaubte, eine gemeinsame Front gegen den Hegemonismus – und gegen die „Weltstädte“ (also gegen die gesamte entwickelte Welt) – herstellen ließ.

Phase IV (1966-1977) umspannt jenes „chaotische“ Jahrzehnt der Kulturrevolution, in dessen Verlauf die Außenpolitik der Volksrepublik ihre bisher extremsten Pendelausschläge vollzog, und zwar in gleich dreifacher Hinsicht, indem sie (1) zwischen „extrem links“ (Lin Biaos These von der Einkreisung der Weltstädte durch die Weltdörfer) und „extrem rechts“ (Deng Xiaopings Dreiwelten-

theorie) oszillierte, indem sie ferner (2) den Spagat zwischen Todfeindschaft mit den USA (Vietnamkrieg) und gleichzeitig der Aussöhnung mit ihnen (Nixons China-besuch und Shanghai-Kommuniqué vom Februar 1972) vollzog und indem sie (3) nicht zuletzt die Dritte Welt einerseits in ihrer Gesamtheit herüberzugewinnen trachtete, sich ihr – im Zeichen der „Rotgardistendiplomatie“ (und der Belagerung von Dritte-Welt-Botschaftsgebäuden in Beijing) – gleichzeitig aber auch entfremdete.

Vor allem bei der Annäherung an die USA sollte sich herausstellen, daß Z.2 auch jetzt immer noch mehr Gewicht besaß als Z.3.

Phase V (1978ff.) stand von Anfang an im Zeichen zweier großer Leitmotive, nämlich der Modernisierung und der Renormalisierung. Nicht mehr Revolution und Klassenkampf, sondern *Modernisierungsziele* (Z.4) bildeten von jetzt ab das Hauptprogramm. Je entschiedener die reformerische KPCh zum Klassenkampfkurs Maos auf Distanz ging und auf authentische Traditionen des Reiches der Mitte zurückverwies, umso deutlicher begannen sich auch Konturen des altehrwürdigen Tributsystems neu abzuzeichnen. Den zu neuem Leben erwachten – und für westliche Beobachter oft rätselhaften – *Autoritätsanspruch* (Z.5) bekam vor allem die SR Vietnam zu spüren, die seit der von Hanoi als Verrat empfundenen Aussöhnung Chinas mit den USA demonstrativ von der Orientierung nach Beijing hin abgewichen und auf Moskauer Linie eingeschwenkt war. Statt vor dem Reich der Mitte stramm zu stehen, hatte Hanoi durch offene Kritik am Beijinger Kurs, vor allem aber durch die Besetzung Kambodschas im Jahre 1979, soviel „Respektlosigkeit“ an den Tag gelegt, daß die VRCh sich zu „pädagogischen Maßnahmen“ gezwungen glaubte, sei es nun in Form des „Erziehungsfeldzugs“ vom Februar/März 1979 oder sei es in Gestalt von endlosen „Erziehungsgesprächen“, wie sie dem militärischen Zusammenstoß auf dem Fuße folgten, ehe es zwischen den beiden Nachbarn nach mehr als einem Jahrzehnt, nämlich 1991, endlich wieder zur Aussöhnung kam. Diese Wende war übrigens erst möglich geworden, nachdem Vietnam hatte erkennen lassen, daß es dem alten Lehrer China wieder Respekt entgegenbringen wolle. Nicht zufällig fiel diese Wiederannäherung mit dem Kollaps der UdSSR zusammen.

Vielleicht an keinem anderen Punkt der Deng Xiaoping-Periode wurde die Abwendung von der maoistischen Außenpolitik so deutlich wie anhand der 1992 beschlossenen Doppelhinwendung zu Israel und zu Südkorea, also zu Ländern, die bisher auf der Liste der Erzfeinde gestanden hatten.

Diese Kursbereinigung erfolgte im Zuge einer Grundsatzentscheidung, mit der Beijing definitiv aus dem Schatten der maoistischen Vergangenheit heraustreten und auf die Begradigung seines bis dahin so chaotisch verlaufenen Verhaltens hinarbeiten wollte. Im Zeichen der „Renormalisierung“ begann die reformerische Führung wieder auf jene Prinzipien der Stabilisierung und Ordnung sowie der wirtschaftlichen Prosperität zurückzugreifen, wie sie bereits für das traditionelle Reich der Mitte maßgebend gewesen waren. Bezeichnenderweise stand der XIV. Parteitag vom Oktober 1992 unter der Parole „*bai nian wu yao*“ („hundert Jahre lang nicht mehr wackeln!“).

China begann mit anderen Worten, wieder zu sich

selbst zurückzukehren – zumindest teilweise: Z.1 gehörte jetzt definitiv der Vergangenheit an, Z.3 verblaßte langsam am Horizont, Z.2 gehörte immer mehr zu den notwendigen, Z.5 zu den eher nostalgischen, Z.4 aber zu den maßgebenden Elementen der sich neu herausbildenden Außenpolitik.

2

Und die Zukunft?

2.1

Geradewegs zur neuen Großmacht? Das Zwar und das Aber

Mit Blick auf die einschüchternden quantitativen Dimensionen Chinas scheint es für die Nachbarn des Reiches der Mitte, zumeist aber auch für westliche Beobachter als ausgemacht zu gelten, daß an der neuen Rolle Chinas als Groß-, ja als Supermacht kein Weg vorbeiführt.

Doch kann von einer solchen Entwicklung zumindest im überschaubaren Zeitraum der nächsten 30 bis 40 Jahre mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht die Rede sein. Weil sich die Entwicklungen Chinas am besten im Rahmen von Zwar/Aber-Überlegungen prognostizieren lassen, seien im folgenden drei für die Beurteilung von Großmachtansätzen besonders wichtige Bereiche ins Auge gefaßt, nämlich die Wirtschaft, die Innenpolitik und die Außenpolitik:

– Wirtschaftlich dürfte der schnelle Aufstieg, der mit der Reformierung 1979 eingesetzt hat, auch im neuen Jahrtausend weitergehen, wenn auch nicht mehr mit jenen doppelstelligen Zuwachsraten, wie sie noch zu Beginn der neunziger Jahre zu verzeichnen waren: Im 50. Jahr der Volksrepublik wächst ihre Wirtschaft immer noch über jene 7%-Marke hinaus, die erforderlich ist, um alle 10 Jahre eine BIP-Verdoppelung zu erzielen. Die Ernteergebnisse schwanken um die 500 Millionen Tonnen Reisäquivalente, der Außenhandel hat 1997 den 300 Milliarden-US\$-Plafond durchstoßen, als Adressat ausländischer Investitionen ist China längst zum Spitzenreiter der Dritten Welt geworden, ferner stammen bereits über 30% des chinesischen BIP aus Dienstleistungen, und überdies besitzt die Volksrepublik ein Wachstumsmodell,¹ das dafür sorgt, daß die gegenwärtigen Erfolge nicht Eintagsfliegen bleiben, sondern „lange vorhalten“. Vor allem aber zieht China mit seinem Gesamt-BIP aller Voraussicht nach noch im 21. Jahrhundert an den USA vorbei, selbst wenn dies, anders als von der Weltbank angekündigt, noch keineswegs im Jahre 2020 der Fall sein dürfte.

China ist aber nicht nur ein Riese, sondern gleichzeitig auch ein Zwerg – besser: ein tausendfach gefesselter Riese. Auf Pro-Kopf-Werte umgerechnet, belief sich das Durchschnittseinkommen 1997 gerade einmal auf 860 US\$/p.a. – etwa 1/15 des Einkommens in Taiwan, und beim HDI liegt China an 98. Stelle (unter insgesamt 174 von der UNDP bewerteten Ländern). Überdies hat China für seine bisherigen Wachstumserfolge einen hohen Preis zu zahlen: Die Regionalgefälle nehmen zu, die Staatsbetriebe schreiben zum großen Teil weiterhin rote Zahlen, seit 1995 hat sich China ferner unter die Ölimporteure einreihen müssen, und überdies leidet die Bevölkerung unter Ar-

¹Zum 3:3:6-Modell vergleiche: C.a., 1997/6, S.546ff.

beitslosigkeit, Überalterung (die „Ein-Kind-Politik“ führt zu einer für Entwicklungsländer atypischen Alterspyramide), mangelnder Altersversorgung, wachsender Umweltverschmutzung und zunehmenden Schereneffekten: Mit 7% des Ackerbodens der Welt sind 22% der Menschheit zu ernähren, wobei Grund und Boden laufend abnehmen, die Bevölkerung aber jährlich um rund 16 Millionen ansteigt.

Auch andere Länder leiden unter vergleichbaren Problemen, angefangen von wachsenden Gefällestufen über Umweltverschlechterungen und Arbeitslosigkeit bis hin zur notorischen Rentenlücke. In China aber droht Quantität schnell in neue Qualität umzuschlagen. Fällt zum Beispiel das Bevölkerungswachstum um lediglich ein halbes Prozent höher aus, so kommen bereits 6 Millionen neue Erdenbürger p.a. hinzu. Auch 100-200 Millionen *xianyu rennyuan* („überschüssige Arbeitskräfte“) oder aber 80-100 Millionen *mangliu* („blind Herumwandernde“) sind kein Pappentier. Besäße außerdem jeder zehnte Chinese einen Pkw und führe damit am Wochenende hinaus ins Grüne, so würden auf einen Schlag 1,8 Milliarden Liter Benzin in die Luft geblasen – mit verheerenden Folgen für die Umwelt! Die Überschreitung bestimmter Größenordnungen führt, wie gesagt, zu qualitativen Veränderungen!

– Auch *innenpolitisch* gilt das Zwar/Aber: Zwar erhöhen sich die verfügbaren Finanzmittel, verbessern sich die Kommunikationsmöglichkeiten und nimmt laufend auch die KPCh-Mitgliedschaft zu – mittlerweile hat China genausoviel Parteigenossen wie Frankreich Einwohner, nämlich 58 Millionen.

Auch gibt es auf absehbare Zeit keine Alternative zur KPCh-Führung, der es ja immerhin gelungen ist, aus dem Verlust des „Sozialismus“ eine Tugend gemacht zu haben, indem sie erstens ins Gewand des Mandarinats geschlüpft ist, zweitens auch die Folgen der Asienkrise und die wirtschaftliche Überhitzung einigermaßen hat unter Kontrolle bekommen können, und der es drittens gelungen ist, in ihren eigenen Reihen einen zumindest dreifachen Konsens herzustellen – in Stichworten: Wirtschaft im Zentrum, Fortsetzung der wirtschaftlichen Reformen sowie weitere Zementierung des KPCh-Führungsmonopols. Noch auf lange Sicht lautet die Alternative keineswegs „KP oder Nicht-KP“, sondern „eine reformierte oder aber nichtreformierte KP“!

Trotz dieses Wendehals-Manövers beginnen sich die Zugriffsmöglichkeiten des Führungsapparates aber schnell zu verringern: Der Zerfall vieler Dorfausschüsse, die Korruption in den Kaderreihen und die mangelnde Rechtssicherheit haben längst zu Lähmungserscheinungen geführt. Überall auch machen sich „drei Autonomisierungen“ bemerkbar: nämlich bei den Betrieben und bei den Regionen, nicht zuletzt aber auch bei den gesellschaftlichen Schichten – man denke an den sich neu herausbildenden Mittelstand! Überdies sind kaum noch 10% der Wirtschaft plangesteuert.

– Und die Außenpolitik? Auch hier hat es die Volksrepublik weit gebracht: Zustimmung verdient beispielsweise die Selbsteinschätzung, derzufolge China zwar nicht mehr allein „die Mitte“ bilde, wohl aber einen jener fünf „Pole“ (*ji*) ausmache, die im 21. Jahrhundert zu den Schwerewichten des internationalen Systems gehörten. Ferner verfügt das Land über die kopfstärkste Armee der Welt und ist – durch „Bambusnetzwerke“ – nicht zuletzt auch in

jenes „Greater China“ eingebunden, das Südostasien („Nanyang“) überspannt und im zirkumpazifischen Bereich bis hinauf nach San Francisco und Vancouver reicht, wobei nicht Paragraphen und Verträge, sondern personelle „Beziehungen“ maßgebend sind.

Andererseits aber hat sich das Land gerade durch diese Vernestelung in immer stärkere Abhängigkeit begeben und damit Gestaltungsfreiheiten verloren, die zu Mao Zedongs Zeiten noch selbstverständlich zu sein schienen. Daß das reformerische China die Wirtschaft zur Hauptlegitimationsgrundlage erhoben hat, daß sein BIP-Wachstum seit Mitte der neunziger Jahre zu 40% von Außenwirtschaftsimpulsen abhängt und daß die Volkswirtschaft der VRCh seit 1995 überdies weltweit an die Spitze der Investitionsempfänger gerückt ist, hat den Disziplinierungsdruck gewaltig anwachsen und die Führung zu der Erkenntnis kommen lassen, daß ohne Anerkennung dieser „Interdependenz“ in einem reformerischen China nichts mehr läuft!

Neben der Interdependenz, die dem „Riesen“ Fesseln von außen her anlegt, ist es die „kleine Politik“, die Bindungen von innen her hinzukommen läßt: Sei es nun, daß die Betriebe oder daß die Regionen und der neue Mittelstand verstärkte Partizipationsrechte einfordern – und damit bewirken, daß die außenpolitischen Organe nicht mehr nach eigenem Gutdünken schalten und walten können.

Hinzu kommen zwischenbürokratische Pattsituationen: Man denke an die Friktionen zwischen Außenministerium und VBA, die vor allem in der Nukleartest-, in der Waffenhandels- und in der Taiwanfrage für wechselseitige Blockaden gesorgt haben.

Überdies wird die Stärke der chinesischen VBA meist weit überschätzt. Läßt man den Blick weg von den bloßen Kopfstärken der Streitkräfte hin zu den Militärausgaben wandern, so haben die USA in einem ganz normalen Jahr wie 1996 (zu laufenden Kosten, gemessen am US\$ im Jahre 1990) einen Gesamtbetrag von 271 Milliarden US\$ ausgegeben, die NATO 394 Milliarden US\$, die VR China zur gleichen Zeit aber nur 8 Milliarden² – ein Verhältnis zwischen USA und China von 34:1!

Die unglückliche Figur, die die VBA bei den Grenzausinandersetzungen mit Vietnam im Jahre 1979 oder aber bei den Konfrontationen mit Taiwan in den Jahren 1996 und 1999 abgegeben hat, zeigt, daß die Stärke der chinesischen Streitkräfte eher auf Überschätzungen durch die Nachbarn als auf objektiven, militärischen Daten beruht.

Das Bild vom gefesselten Riesen taucht erneut auf, sobald man einen Blick auf all die gigantischen Herausforderungen wirft, die im Neunten Fünfjahresplan (1996-2000) beschrieben sind und die sich mit den Stichworten „Sanierung der Staatsbetriebe“, „Bekämpfung der Armut“, „Herstellung sozialer Sicherungssysteme“, „Verringerung der Gefälle“, „Sanierung der Umwelt“, „Ausbau der Infrastruktur“, „Modernisierung der Verwaltung“ und „Kampf gegen den wachsenden Partikularismus“ kennzeichnen lassen.

Chinas elementare Kräfte werden also durch nicht weniger gewaltige Herausforderungen – sprich: Gegenkräfte – in Schach gehalten. Nirgends können die Bäume hier

² SIPRI-Jahrbuch 1996, S.195ff.

wirklich in den Himmel wachsen! Die Hoffnungen auf eine Großmachtrolle des neuen Reiches der Mitte bleiben noch auf lange Zeit Illusion!

Kein Wunder, daß China mittlerweile in aller Stille zur bewährten Leitlinie seiner traditionellen Außenpolitik zurückgekehrt ist und nicht etwa Expansionismus, sondern Impansionismus betreibt: Es strebt mit anderen Worten nicht die Besetzung von Territorien, sondern die „Besetzung von Vorstellungsmustern“ an und sucht potentielle Gegner durch Strategien der Pädagogik für sich und seine Sache zu gewinnen.

2.2

Der Westen hat Mitgestaltungschancen

Hinzu kommt, daß die VR China kein nach außen hin abgeschlossenes System mit eigengesetzlicher Entwicklungsdynamik ist, sondern daß sie im Gegenteil in ihrer Entwicklung durchaus *beeinflusst* werden kann.

Hätte es dazu noch eines Beweises bedurft, so wäre er durch die Metamorphose erbracht worden, die das Land seit den Reformbeschlüssen vom Dezember 1978 durchlaufen hat: An die Stelle der Befehlswirtschaft ist in gerade einmal zwei Jahrzehnten ein neues marktwirtschaftliches Umfeld getreten, hat sich ein breiter Teppich von Gesetzen und Verordnungen entrollt, sind neue Organe aus dem Boden geschossen und wurden zahlreiche internationale Gepflogenheiten übernommen, unter anderem sogar die westlichen Patentrechts- und Buchhaltungsregelungen. Ein Vergleich zwischen 1978 und 1998 förderte in der Tat Änderungsbefunde zutage, wie sie sich – zumindest aus chinesischer Perspektive – radikaler kaum noch denken lassen!

Ziel des Westens müßte sein, China darin zu unterstützen, zu konstruktiven Ansätzen seiner Tradition zurückzufinden und gleichzeitig destruktive Wege zu vermeiden, wie sie sich aus Irrationalität oder aber aus Rachegefühlen (für mehr als 100 Jahre „halbkolonialer“ Demütigung) ergeben könnten.

Eine positive Entwicklung dieser Art wäre zum Beispiel die Renaissance der jahrhundertlang praktizierten „Beziehungs“-Philosophie. Eine der gesellschaftspolitischen Hauptforderungen des Konfuzius lief ja darauf hinaus, daß beim gesellschaftlichen Netz nicht den Knoten, sondern den Maschen besondere Aufmerksamkeit zu schenken sei, daß die Qualität einer Gesellschaft also von der Solidität eben dieser *Verbindungs*-Elemente abhängt und daß aus eben diesem Grund den *guanxi* („zwischenpersönlichen Beziehungen“) sowie den *lun* („Beziehungen“ in der klassischen Terminologie) unbedingte Präferenz einzuräumen sei.

Dieser Beziehungsansatz gilt analog auch im Bereich der Außenpolitik, wo dem einzelnen Individuum die Nation, den zwischenmenschlichen „Beziehungen“ aber die „Interdependenz“ entspricht.

Treten aber Beziehungen in den Vordergrund, so steht nicht mehr die einzelne Nation mit ihren „Interessen“, sondern die Interdependenz zwischen diesen Nationen mit ihren Wechselseitigkeitspostulaten im Mittelpunkt, geht es nicht in erster Linie um die „Sicherheit“ der Nation, sondern um Frieden („Harmonie“) *zwischen* den am interna-

tionalen System Beteiligten, werden Konflikte nicht mehr ohne weiteres in Kauf genommen („nationale Interessen sind unantastbar!“), sondern, wo immer möglich, vermieden und findet kein Nullsummen-, sondern ein positives Summenspiel statt, da von den Segnungen der Interdependenz nicht der einzelne auf Kosten des anderen, sondern da – bei „wechselseitiger Abstimmung“ – *jeder* einzelne (und dementsprechend auch jede Nation) profitieren kann.

Dieses Verwaschungsdenken war im Zeitalter Mao Zedongs noch entschieden abgelehnt worden (damals galten Konflikte und internationaler Klassenkampf, Unvermeidbarkeit des Krieges und Revolutionierung der Gesellschaft als „Normalerscheinungen“), ist seit Beginn der Reformen aber wieder an seinen alten Platz im gesellschaftlichen Denken zurückgekehrt – und hat damit eine Wende genommen, die vom Großteil der Bevölkerung als Renormalisierung begriffen wird. Kein Wunder, daß der Terminus „Interdependenz“ (*xianghuyicunxing*) in chinesischen Erklärungen und Wortregelungen mittlerweile genauso beliebt ist wie „Multipolarisierung“ oder aber „Stabilität“.

Mit wachsender „Interdependenz“ verstärkt sich nach reformerischer Auffassung die Tendenz zu ständigen „Dialogen“ (*duihua*), zu „regelmäßigem Gedankenaustausch“ (*jingchangxingde jiaoliu*) und zu „umfassenderen regionalen und globalen Diskussionen“ (*dengguangfande diqu he quanqiuixingde taolun*).

Für fast alle Probleme, sogar für die 1997 ausgebrochene asiatische Finanzkrise, gibt es chinesischer Auffassung zufolge eine Patentlösung, nämlich den Ausbau vertrauensvoller Beziehungen, die „langfristig stabil“ (*changqi wendingde*), „kameradschaftlich“ (*haobande*) und möglichst schon „aufs 21. Jahrhundert hin“ orientiert (*xiang 21 shijide*) sein sollten.

Selbst wenn die VR China mittlerweile wieder zu Konfrontationstaktiken zurückgekehrt ist (ursächlich hierfür dürfte der Sieg der Linie Li Pengs und Luo Gans sein), so besteht doch die Hoffnung, daß sich am Ende wieder eine echte „Renormalisierung“ im Sinne des Beziehungsansatzes durchsetzt. Dies ist freilich nur möglich, wenn die Volksrepublik nicht eingeeengt, sondern statt dessen „eingebunden“ wird, wenn also anstelle des *containment* das *enmeshment* tritt und wenn der Westen – im Interesse echter „Wechselseitigkeit“ – auch Teile der chinesischen Spielregeln anerkennt.

2.3

China – eine Gefahr?

Verengt man den Blick auf die Geschichte der vergangenen 50 Jahre, so drängt sich zunächst einmal spontan der Eindruck von Unberechenbarkeit – und damit vielleicht auch von Gefahr – auf.

Bei genauerem Hinsehen beginnt sich das Bild aber schnell zu differenzieren: Da sind zunächst einmal jene durchaus friedvollen zwei Jahrzehnte der Restabilisierung, die mit den Reformbeschlüssen von 1978 eingesetzt haben; und da ist, zweitens, eine vielhundertjährige Tradition, die sich mit vielen ihrer Merkmale in den vergangenen Jahren zu reproduzieren beginnt, angefangen vom Impan-

sionismus über die Personalisierung der Außenpolitik bis hin zu altbekannten Mustern wie Stabilitätsversessenheit, Defensivdenken und Landgebundenheit.³

Beide „Traditionen“ zeigen, daß von China keine „Gefahr“ – und schon gar keine dreifache Gefahr – ausgeht:

– *Militärisch-politisch* ist China weit davon entfernt, sein Heil in der Offensive zu suchen. Selbst seine so aggressiv erscheinenden Aktionen im Südchinesischen Meer (Paracel- und Spratly-Archipel), im Taiwan-Bereich und in Tibet beruhen auf Putativ-Notwehr. Dies sollte auch dann beherzigt werden, wenn man die Argumente der VRCh für einen Anspruch auf diese drei Bereiche keineswegs teilt. Töricht wäre es beispielsweise, direkte Schlüsse vom Verhalten gegenüber Tibet auf virtuelle Absichten gegenüber Ländern wie Thailand oder einem der zentralasiatischen Staaten zu ziehen.

In diesem Zusammenhang sei auch nochmals auf die wachsende internationale Interdependenz und auf die zunehmende Rolle der „kleinen Politik“, vor allem aber auf die geringen Militärausgaben der VRCh verwiesen; auch die Tradition lehrt, daß das Militär im politischen System des Reiches der Mitte nie eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat. Als Konfuzius nach den Elementen für eine gute Regierung gefragt wurde, zählte er drei Elemente auf: Soldaten – Getreide – Vertrauen, fügte aber hinzu, daß man auf Soldaten, notfalls auch auf Getreide, niemals aber auf das Vertrauen zwischen Führung und Volk verzichten könne – ein Satz, der sich auch auf die außenpolitischen Partner erweitern ließe! Diese Tradition ist bis heute lebendig geblieben!

– Auch *zivilisatorisch* gehen von China keine Gefahren aus. Der „Clash of Civilisations“, wie ihn Huntington beschworen hat, mag zwar im Verhältnis zwischen „dem“ Westen und „dem“ Islam eine gewisse Rolle spielen, nicht jedoch zwischen dem Westen und China. Fundamentalistische Abwehrreaktionen sind kein Thema für das moderne China: Weder ist ihm nach einem „Aufstand gegen die Moderne“ zumute (vielmehr drängelt es sich selbst zur Spitze vor!), noch sucht sich das Land zu isolieren, von einem Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem Westen ganz zu schweigen. Die Annäherung an westliche Gepflogenheiten, wie sie China in den letzten zwei Jahrzehnten so erfolgreich vollzogen hat, zeigt vielmehr, daß es zum Westen nicht auf Distanz gehen, sondern allzu gerne harmonische Beziehungen zu ihm aufnehmen möchte, ohne allerdings die eigene Identität verlieren zu wollen.

– Auch *wirtschaftlich* besteht keine Gefahr, obwohl westliche Ängste – nach all den Herausforderungen durch Japan in den vergangenen Jahrzehnten – hier noch am ehesten verständlich wären:

Hilfreich könnte hier vielmehr eine mit guten Vorfällen verbundene, neue Betrachtungsweise sein, derzufolge China keine Gefahr, sondern ganz im Gegenteil, eine Chance ist, *falls* im Westen drei Mindestvoraussetzungen erfüllt werden, die langfristig ohnehin nicht zu umgehen sind, nämlich verstärkte Erlernung der chinesischen Umgangssprache, allmähliche Anerkennung auch chinesischer Spielregeln und wachsende Präsenz – also Verhaltensweisen, die in ihrer Gesamtheit wiederum Voraussetzungen

für die Herausbildung besserer *guanxi* (persönlicher Beziehungen) sind.

Nicht Gefahr, sondern Chance: Dies ist eine Perspektive, mit der sich Europäer bei der Betrachtung Chinas aufzufreunden sollten: Eines neuen Reiches der Mitte, das vor nunmehr 50 Jahren das Licht der Welt erblickt hat!

³Zu den „typischen“ Einzelheiten traditioneller chinesischer Außenpolitik vergleiche: C.a., 1998/5, S.504-523.